

B. Die große Königsberger Neujahrswurft. Wenn unter Eubent nach dem betannten Lied „Wenn ich einmal der Herrgott wär“ sich ein Haß von den Dimensionen der Erde, gefüllt mit einem Meer von Nüßbeimern Wein, und ein dielen Verhältnissen entprechendes Glas schaffen würde, so möchte auf andere Kreise jene größte aller Würste mehr Anziehungskraft ausüben, mit welcher nach dem Galileischen verbesserten Alten und Neuen Schrifthalender auf das Jahr nach der Geburt Jesu Christi 1700“ die Königsberger Fleischbaur das beginnende 17. Jahrhundert begründet. Einem alten Braunde zufolge plügend dieselben nämlich jedes mal ein Viertel mit großen Bratwürsten, eine Porzionen und Umhang halten. Die Würst des Jahres 1558 moß nicht weniger als 98 Ellen und zu der vom Jahr 1565 hatten 18 Schmelze ihre Schlingen lassen müssen, so daß sie 434 Pfund schwer, 596 Ellen lang war und nur von 91 Personen auf den Achseln getragen werden konnte. Weil aber danach die Fleischbaur eine Reihe von Jahren diesen Gebrauch unterlassen hatten, wollten sie wenigstens „das angehende 1801. Jahr, als ein neues Jubiläum, mit einer unvorstellbaren Würst feiern.“ In diesem Jahre brachten sie denn 81 geräucherte Schinken zusammen, packten sie klein und stellten daraus eine Würst von 1005 Ellen Länge her. Zu ihrer Würze bedurfte dieselbe allein 1 1/2 Ctr. Salz und ihr Gewicht betrug volle 865 Pfund. Und 106 Fleischstücke, beladen mit dreier Würst, gingen nun für das Schloß und bereiten den Fürsten 130 Ellen. Der Einband aber, welchen diese Würst auf das Gewicht des Kaiserthums machte, war ihrer Länge mindestens entsprechend, denn der Kronhut sitzt hinzu. Darüber die ganze Stadt erregt wurde, also daß ein großer Zulauf geschähe von Jungen und Alten, die sich über dieses Brautwurft-Monstrum verirrten.

*** John Bull** ist im Auslande nur allzuoft über Höflichkeit und ähnliche Schwächen erhaben; eine Lektion, die folgende die einem Sohne des stolzen Albion im stammverwandten America nicht weniger, ist uneres Beifalls gewiß. Im Theater einer Stadt New-Jersey's hatte ein steifnackter Engländer den besten Platz in einer Loge eingenommen und es sich ohne Rücksicht auf die anderen Plätze so bequem wie möglich gemacht. Als kurz nach dem Anzuge des Schauspielers ein Herr und eine Dame in die Loge traten, der Erster, als er den besten Platz schon besetzt fand, machte seinen Antritt mit den Worten: „Die Dame, Sir,“ darauf aufmerksam, daß er sich nach den herrschenden Anschauungen dieses Landes zu verhalten habe. Der Engländer rettelte sich und schüch. Dann entpam ihm ein Wortwechsel, laut genug, um die Aufmerksamkeit des souveränen Volkes im Parterre auf sich zu ziehen. Was geist's da? fragte man. Der Amerikaner trat an die Logenöffnung und erklärte: Der Engländer hier will einer Dame nicht den Platz abtreten. Jetzt ward kurzer Prozeß gemacht. Gleich ein Duzend Herren trugen über die Brustung, ergriffen den Beleidigter höflich beim Kragen und trugen ihn an den Eingang. Er stieß um sich, suchte, aber alles vergebens; weder zum Mittel noch zum Rückzug konnte er die Straußhüter bringen. Die Hellenen ihn sorgfältig wieder auf die Bühne; der Eine handelte ihm seinen Hut, der Andere sein Overcoat, ein Dritter den für das Theaterbillet bezahlten Preis etc.; dann schloß man die Thür hinter ihm zu und jeder ging wieder an seinen Platz.

*** Schluß eines Liebesbriefes.** — „Und nun, angebetete Liebste, entziehen Sie mich meinen süßlichen Aepfeln, geben Sie mir Ihr Küsschen, ich kann zu ohne Sie nicht leben; und lassen Sie mich Ihren Entschluß umgeben wissen, da ich — noch eine Andere in petto habe.“

*** In einer amerikanischen Zeitung** steht zu lesen: „Wir freuen uns, melden zu können, daß der Major John Aberlohn nicht gestorben, sondern sich nur — verheiratet hat.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— In einem Artikel über die Gründung Professor Koch's schreibt man der Allg. Sig. u. a.: Man hat berechnet, daß von den fünfzig Millionen Deutschen des Deutschen Reiches mindestens fünf Prozent hereditär mit Schwindsucht befallen sind, daß macht 2,500,000 Kranke, von denen etwa zehn Prozent die Mittel haben werden, sofort nach Berlin zu kommen, um sich dort Rath und Hilfe zu holen. Aber wie sollen wir Raum schaffen für 250,000 Kranke, wo sind die Hotels zu finden, die für ihr Unterkommen sorgen, die Ärzte, die im Stande wären, den Anbruch zu bewältigen? Der einzige Grund, der die Aufmerksamkeit des feststehenden Erfolges der Koch'schen Entdeckungen noch zurückhält, ist die nicht abzuwendende Nothwendigkeit, einigermaßen für den bevorstehenden Anbruch gerüstet zu sein. Wie man es machen wird, ist schwer zu sagen. Da die Bereitung

des Medikaments unter Kontrolle gesehen muß, ist nicht daran zu denken, daß ein Rezept in die Welt kommt wird, das jedem Arzte die Möglichkeit giebt, danach zu kuren. Die Verhältnisse liegen jedenfalls so, daß zunächst wenigstens die Leitung der Schwindsucht auf Berlin konzentriert bleibt; wie die Dinge später sich gestalten werden, ist abzuwarten.

— Aus Wien wird von einem interessanten Krankheitsfall berichtet, den Professor Krafft-Göing in seiner Klinik den Studenten vorführte. Der Patient war ein neun-jähriger Knabe, wie Krafft-Göing sich ausdrückt, das Bild eines fatalen perpetuum mobile. Die Mutter gab an, daß der Knabe ganz normal gewesen, als plötzlich in der Nacht eine große Stöße an sein Bett heran und ihn dadurch zu erschrecken, daß er sein gegenwärtiges Leben dohvortrag, welches darin besteht, daß er nicht einen Augenblick auf nur den geringsten Muskel in Ruhe verhalten kann. Man sieht deutlich den Knaben den Kampf des Willens und der unwillkürlichen Bewegungen seiner Glieder an. Will er einen darzubotenen Gegenstand ergreifen, reißt es ihm die Hand nach anderer Richtung hin; möchte er sein Gesicht dem, der seinen Namen ruft, zuwenden, kann er seinen Kopf nicht festwärts drehen. Man bietet ihm einen Essel, doch die Uhrne dauert fort, das Kopf wird der eine Fuß auf den Kopf gelegt, bald beugt sich der Kopf bis zur Höhe des anderen Zahns. Kaum ist dies vorüber, als der Knabe vom Essel emporschnellt. Ein Trintglas hebt er zu den Lippen, doch kaum will er den Inhalt trinken, so schließend seine Hände das Gefäß weg. Der Knabe wird durch die Ausuferung seiner Mutter an Leben erhalten, sie rüht ihm das einzige Nahrungsmittel, die Milch, mit Gewalt in den Mund. Der Kleine hat auch die Sprache verloren, so daß er seine Bedürfnisse nicht andeuten kann. Trotzdem hofft Professor v. Krafft-Göing, den Knaben von seinen bösen Leiden befreien zu können.

— Wie die münchener „Allgemeine Zeitung“ erzählt, hat Paul Seyde, als Mitglied der Kommission für die Erziehung des „Schillerpreises“, lebhaft die Verleihung desselben an Hermann Sudermann beifürwortet. In der Kommission, in welcher Männer wie Erich Schmidt, Heinrich v. Treitschke, der alte Kleinholz, Hermann Grimm und Graf v. Dönhoff saßen, hat es darauf an für und wider nicht geblieben, und nachdem der Vorschlag von Prof. Schmidt kräftig unterstützt und vom Grafen v. Dönhoff ebenso entschieden befangen worden, drang endlich der Antrag Seyde's mit einer Stimme Mehrheit durch. Das Resultat wird nunmehr dem Kaiser vorgelegt werden, und dieser hat zu entscheiden, ob mit der Verleihung des Schillerpreises an Hermann Sudermann ein Sieg der neuen Schule über die alte Richtung endgiltig proklamiert werden darf. Man sagt, der Kaiser werde von Sudermann's „Ehre“ Kenntnis nehmen, ehe er sich endgiltig entscheidet.

— Kleine Theaternachrichten. In Königsberg gelangte Angenrubers's Schaubühne „Das vierte Gebot“ zur erstmaligen Anführung und erlang — trotzdem die österröische Mundart norddeutschen Ohren fremd klingen mußte — einen großen Erfolg bei Presse und Publikum; die vorzügliche Darstellung verhalf dem Stücke zum allgemeinen Verständnis. — Frau Johanna Schwarz-Konigsberg, die bekannte ehemalige Opernsängerin am Berliner Schauspielhaus, ist seit ungefähr drei Wochen wieder aus der Anstalt für Geisteskrante in Mänchen als völlig geheilt entlassen worden. Die Klinikerin, welche seit nunmehr 1 1/2 Jahren der Wähne den Rücken kehren mußte, befindet sich jetzt in Dresden bei ihrem Gemahl.

*** Unsere Arbeiter der Neuzeit.** Schlägen aus der Welt der Arbeit von Friedrich Väter. Verthes. Götze, 1890. Ein zeitgemäßes Buch, welches mit funder Hand die wichtigsten Zweige der Arbeit vorführt, nicht der geistigen, sondern der eigentlichen Hand- und Kraftarbeit in ihren verschiedenen Zweigen. Der Vorkommführer, Bahnarbeiter, Tunnelarbeiter, Mühlenschneller, Hüttenarbeiter, Arbeiter u. a. tritt mit seiner verantwortungsvollen Thätigkeit vor das geistige Auge, und man begleitet sie auf die Arbeitsplätze, in die Werkstätten und Fabriken, um unter sachkundiger Leitung Aufschlüsse über das Wesen der Arbeit und die Welt vor der Arbeit zu empfangen. Gerade hierin erkennen wir den Werth des Buches, daß es Interesse erweckt für die Arbeit und zeigt, wie Pflichttreue und Bewußtseinhaftigkeit die Arbeit abt, die nicht bloß eine physische Thätigkeit, sondern das Einsetzen der Persönlichkeit ist, schon ausgearbeitete Buch halten wir für eine vortreffliche Gabe an die reifere Jugend und an Schul- und Volksschulbücher.

*** Kriegsgeschichtliche Einzelschriften** herausgegeben vom Großen Generalstab, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Heft XIII: Ueber Strategie. Der Antheil des Schlesiens Vereres an der Schlacht von Paris am 30. März 1814 und an den ihr vorausgehenden Bewegungen seit der Schlacht von Laon. Mit einer Uebersichtskarte, einem Plan und einer Texttafel. Preis 2.40 M. G. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin SW 12, Kochstraße 68—70.

Druck und Verlag von Otto Gendel in Halle a. d. S.

Der Kammerdiener des Kaisers.

Historischer Roman von J. Federsani-Weber.

(8) Während der Fürst sich zum Gefen wandte, nahm der Kammerdiener des Kaisers einen Brief vom Tische und las die Aufschrift:

„An den Herrn Burghauptmann v. Krems.“

„Dieser Titel bereitet mir die größte Freude,“ sagte er zum Geheimschreiber, der, als je allein waren, näher trat. Er sah während des Empfanges stets hinter einer Tapetenwand, im Rücken seines Herrn.

„Eine größere Freude,“ fuhr Philipp Lang fort, „als meine Ernennung zum Wittgebe der Böhmischn Ritterchaft.“

Die Stelle eines Burghauptmanns v. Krems, das Amt des Geheimschreiber, trägt zwanzigttausend Gulden im Jahre ein.“

„So viel beträgt allein der Wasserzuzoll,“ unterbrach ihn Philipp Lang, „Das Einkommen ist es nicht, das mir die Stelle lieb macht, sondern der bekämpfte Karger, den Erzherzog Matthias darüber empfindet. Er, der Statthalter von Oesterreich, hatte je einem Günstling verliehen und denselben bereits nach Krems geschickt, da kam der Befehl des Kaisers: Ich ernenne den Philipp Lang zum Burghauptmann von Krems.“

Er endigte nicht, denn ein neuer Ankömmling zwang ihn zu schweigen.

„Mein Herr, Feldmarschall Graf Tilly, bittet um Eure Verbenndung,“ sprach dieser, ein Offizier des kaiserlichen Heeres, „daß ihm seine Forberung an die Hofkammer ausbezahlt werde. Es ist das der Sold, den er für sein Kaiser auslegte.“

„Wie viel beträgt die Forberung des Feldmarschalls?“ fragte der Kammerdiener des Kaisers.

„Dreimalhunderttausend Gulden.“

„Wenn sich Euer Herr verpflichtet, mir dreißigttausend Gulden zu bezaheln, so wird er zu seinem Gelde gelangen,“ erwiderte Philipp Lang.

Der Hauptmann machte eine Geberde des Abwehens und tief: „Graf Tilly fordert nur das, was ihm gebührt.“

„Ich bin dem berühmten General wohlgesinnt,“ sagte der Kammerdiener, „und habe darum nur den zehnten Theil des Geldes für meine Vermittelung gefordert. Andere Leute müssen mir ein Drittel bezaheln.“

Jetzt wurde die Thür des Gemaches aufgerissen, und ein Mann, dessen Kleidung den Hofherrn verrieth, stürmte herein. Bei seinem Anblicke wurde Philipp Lang bleich und verlor seine dreiste Haltung.

Es war Wenzel v. Rinstky, der aus einem altadeligen Geschlechte stammte und mit den ersten Räten des Kaisers sowohl, als auch mit jenen, die zum Gefolge des Statthalters von Oesterreich gehörten, in Verwandtschaft stand. Er galt für das Haupt der böhmischen Adelligen, das Ansehen und Macht im Lande besaß.

„Ihr habt mich schändlich betrogen,“ schrie er dem Kammerdiener des Kaisers zu, „und ein falsches Spiel getrieben.“

Ehe noch der Geschwächte ein Wort erwidern konnte, fuhr Wenzel v. Rinstky, dessen Antlitz von Zorn geröthet war und dessen Augen wie Dolchspitzen funkelten, fort:

„Soeben habe ich erfahren, daß Ihr — Oberst-Jägermeister des Kaisers geworden seid.“

„Nicht Oberst-Jägermeister,“ antwortete ihm Philipp Lang, „sondern nur Verwalter des Oberjägermeister-Amtes.“

„Sedenfalls habt Ihr mir das Amt gestohlen!“ rief Rinstky. „Müßiget Euch, Herr Graf,“ erwiderte jener, der fürchtete, daß diese laut gesprochenen Worte im Vorssaal gehört werden könnten.

Wenzel Rinstky aber müßigte sich nicht, sondern schrie, während er Lang seinen Handbuckel im Gesicht warf:

„Ich habe mir gelobt, dich für alle Schurkenstreiche, die du an Kaiser, Staat und Volk verübt, zu Verantwortung zu

ziehen. Sollst du einmal gefängt werden, so muß man einen Galgen über dem andern aufstellen, denn einer genügt nicht.“

Die Drohworte wurden von allen gehört, die auf Empfang warteten, und keiner von ihnen rührte sich, um den Geschwächten zu verteidigen. Im Gegentheil; jeder frohlockte heimlich, daß sich endlich ein Mann gefunden, der dem allmächtigen Günstling des Kaisers entgegentrat und Vergeltung androhte.

„Das ist der erste Spatenstich zur Grube, in die Philipp Lang über kurz oder lang stürzen wird,“ sagte der greise Priester der Propstei St. Moranz zu seinen Gefährten. „Der Gottlohe ist, wie der Palmbaum singt, ein Staub, den der Wind von der Erde aufwirbelt und verweht.“

Der Kammerdiener des Kaisers war, während Wenzel Rinstky ihn vor Wittfesseln und Dienern schimpflich behandelte, sahl wie ein Sterbender geworden und zitterte an allen Gliedern, und dies nicht so sehr aus Scham, sondern vor Wuth, daß er wehrlos seinem Beleidiger gegenüberstand. Er hatte nicht den Muth, wie ein erlicher Mann durch Wort oder Waffe den Schimpf abzuwehren, sondern rächte sich stets an seinen Feinden dadurch, daß er sie aus dem Hinterhalte überfallen oder durch gekaufte Mörder vernichten ließ.

Er war dem Grafen in den Saal gefolgt, um unter den Hunderten, die er für blindergebene Anhänger hielt, einen Vertbeidiger zu finden; ein Blick aber auf ihre Gesichter sagte ihm:

„Du hast hier keinen, der dein Freund ist.“

Diese Entdeckung raubte ihm alle Dreistigkeit; er blieb, jäh die Schritte hemmend, mit verblüfferten Nieren in der Mitte des Saales stehen und starrte auf den Estrich. Darüber entstand Grabesstille im riesigen Saale, und alle schauten auf den Mann, der ihnen in seinem Dünkel ungegährt oft zugerufen hatte:

„Zittert vor mir, denn der Kaiser thut nur das, was ich will!“

Jetzt stand er zagend und zitternd da wie einer, der die Stunde seines Sturzes ahnte.

Diese peinliche Scene wurde plötzlich von den Klängen einer Musik und dem Geräusche nahender Menschen unterbrochen.

An der Spitze einer ebenso zahlreichen als glänzenden gefleibeten Schar von Herren erschien Margraf Friedrich zu Burgau und rief, während er dem Kammerdiener des Kaisers die Hand entgegenstreckte:

„Die Taufgäste sind gekommen!“

Dieser Gruß beunruhigte das wild erregte Gemüth desselben, denn derjenige, der ihn bot, war, als Sohn der Philippine Welsch, ein Enkel Kaiser Ferdinands des Ersten.

Er erinnerte ihn zugleich an das Fest, das heute im Hause gefeiert wurde, an die Taufe seines Enkels.

Im Gefolge des Markgrafen schritt ein junger Mann, dessen getrümmte, lange Nase, kurze Haare und safle Hautfarbe den Juden verriethen; er trug das Gewand eines Adels, und auf seiner Brust glitzerte ein goldenes Kreuz.

Es war dies Ferdinand, der zweite Sohn des Philipp Lang, den dieser, ebenso wie seinen Erzgeborenen, als Kind taufen ließ und für den geistlichen Stand bestimmte; obwohl der Jüngling durchaus keine Freude am entzogenen Leben hatte und trotz Weib und Gelübde den Dirmen nachließ, wurde er zum Abte der Prämonstratenser-Abtei Geleß in Ungarn erhoben und zum Propst zu Perno.

Diese Würden seines Ferdinands genügten aber dem ehrsüchtigen Vater nicht, und er forberte im Namen des Kaisers vom Bischof zu Breslau, Bartholomäus Haß:

„Nehmet meinen Sohn in Euer Domkapitel auf.“

* Aftenmäßig.

Halt die Redaktion verantwortlich: J. B.: Albert Herting in Halle.



Der Bischof gab dem Kammerdiener keine Antwort, sondern schickte an Kaiser Rudolfs:

„Die Curer Majestät in Gehorsame unterthänigen Demuthen von Breslau wollen keinen Judenohn im Kapitel haben.“

Diese mannhafte Antwort gab den Mönchen zu Selet Mut, so daß sie ihren Abt, dessen wäßer Wandel sie und alle frommen Laien ärgerte, verjagten, und Ferdinand Lang flüchtete sich in des Vatershaus nach Prag, wo er seitdem als Weltmann lebte. Trotzdem legte er weder Stütze noch Abkürzung ab, denn sie erwarteten ihm den Zutritt in die Hofkreise und unter die Adeligen.

So geschah es, daß er auch heute sich unter die Schar menigte, welche dem Erzbischof von Salzburg entgegenzog, um ihn nach der Taufkapelle zu geleiten.

Philipp Lang hatte, sobald der Markgraf zu Burgau im Saale erschien, durch einen stolzen Wink alle, die sich zum Empfang drängten, entlassen und sagte zum Fürsten:

„Tretet in mein Haus ein und betrachtet es als das euerige.“

In diesem Augenblicke wurden die Thüren des Saales, der dem Empfangsgerichte gegenüber lag, geöffnet, und ein Zug von Frauen, an deren Spitze eine kleine, dicke Dame schritt, näherte sich den Herren.

Es war die Gemahlin des Philipp Lang, die mit ihren Oefen auch nach dem Taufsaal schritt.

Ein Blick in deren dunkelrothes Antlitz ließ ihre Abstammung ebenso erathen, wie aus Haltung und Bewegungen erkennen, daß sie nicht in den Kreisen, wo sie jetzt verkehrte, geboren und erzogen worden sei. Sie schien sich ihres unheimlichen Aussehens bewußt zu sein und suchte dies durch Kleiderpracht und kostbares Schmucke, die sie zur Schau stellte, zu verbergen.

Ein schwarzrothes Unterleid, das in einer langen Schleppe endete und mit Silberblumen besetzt war, umschloß eng ihre breite, kurze Gestalt, und darüber lag ein Obergewand aus goldgelber Seide, dessen Aermelzipfel bis zum Boden reichten und Perlelängeln zeigten. Das raben schwarze, gekrauste Haar steckte in einem Netz aus Goldfäden, und darüber gliederte eine goldene Krone, die buntfarbige, eigröße Edelsteine zierete; an Brust und Hals hingen viereckige Perlenhalsketten und Goldketten, die fleischigen Arme und Finger schmückten ein Dutzend Spangen aus edelstem Metalle und Brillantringe. Frau Maria glich, wie ein Hofherr aus dem Gefolge des Markgrafen zu Burgau seinem Nachbarn zusüßerte: „dem nachmaligen haben eines Goldschmiedes.“

Sie ließ einst Mirjam Scalaber, und niemand ahnte heute, daß sie in der Stadt Innsbruck, wo ihr Vater eine Schenke besaß, einst von den Gästen die schöne Scalaberin genannt worden war.

Nachdem die Herren und Frauen sich Gruß und Segensgruß geboten, zogen sie, zu Paaren sich ordnend, nach einem Saale, der in eine Taufkapelle umgewandelt worden war; an der Schwelle desselben wurden sie von Andreas, dem erstgeborenen Sohne des Philipp Lang, empfangen, dessen Söhnlein heute getauft werden sollte.

Philipp Lang hatte seine beiden Söhne christlich erziehen lassen, weil dies, wie er sagte, für sie vortheilhaft wäre, und es durchgesetzt, daß Andreas zum Kammerherrn des Kaisers ernannt wurde; außerdem war er noch Rath der böhmischen Krone und zum Nachfolger des Vaters in der Burgauptmannschaft zu Kremz bestimmt.

Andreas zeigte sich, als der würdige Sohn seines Vaters, zu allen Kisten und Schlechtigkeiten desselben bereit und geschickt, jedoch der Hochmeister, Erzherzog Maximilian, eines Tages ankrieff: „Er ist ebenso ein Schelm wie sein Vater!“

Ein Täfelchen Chokolade.

Novellette von Emmy Nossi.

Bekanntlich war es Falkenrand, welcher von den Dynastien der Erlanten, Bourbonen und Napoleoniden sagte: „Die unheilige Dreieckigkeit des Weltes.“ Die Verwendungsstucht der vorigen Jahrhunderte hatte einen Rückschlag erlebt, man war ipariam geworden, und Sparsamkeit, die Tugend des Bürgers, ist ein Fehler im Hofpausant und der Privatthätigkeit eines Kaisers. Napoleon I., launig in allem, besaß die augenwärtigsten Tadeln, sobald es ihm lieblich Sch betraf. Der Mann, der Throne und Reich verlor, sträubte sich zuweilen um einige Tausende bei einer Privatthätigkeit, — und es bedurfte oft der List Josephins, nachdem er zu Ehren und Würden gelangt, suchte der mächtige Kammerdiener des Kaisers eine Frau für ihn und fand sie in Cäcilie, der Tochter des reichen Patriars Ambros zu Augsburg. Am dem Tage, wo die Ehe geschlossen wurde, schenkte er dem Andreas die Herrschaft Oberdinglingen in Baiern, welche er für eine Million Gulden gekauft hatte.

Das Kind, welches Frau Cäcilie ihrem Gatten geboren, sollte heute getauft werden, und das sollte mit dem größten Ernst geschehen. Philipp Lang lud dazu nicht allein den Erzbischof von Salzburg und viele Prälaten ein, sondern forderte auch, daß die Herren, die zum Hofsaale des Kaisers gehörten, und alle Vornehmen, welche seine Vermittelung begehren, erschienen.

So kam es, daß die Gesellschaft, welche sich um den Entel des Juden Lang versammelte, ein Gefolge bildete, wie es einem Prinzen oder Königssohne gebührt.

Der Kammerdiener des Kaisers schien die Beschimpfung, die er durch Wenzel von Rinsly erfahren, vergessen zu haben, denn sein Antlitz strahlte von Stolz und Freude, und er war frohgelaunt wie einer, der auf der Sonnenhöhe des Glücks steht.

Der Erzbischof von Salzburg vollzog die heilige Handlung, während der Graf Marcus Jucker das Kind, das in Spitzen und feinste Rinnen gehüllt war, über das Taufbecken hielt; der letztere ergriff im Auftrage des Kaisers Rudolfs, der die Patenstelle übernommen hatte.

Das Geiseln, welches er im Namen seines kaiserlichen Herrn in die vergebete Wiege des Säulings legte, bestand aus einer mit Edelsteinen besetzten Silberbüchse, in der fünf-hundert Goldgulden steckten.

Nach der Taufe zogen die Gäste nach dem Speisesaale, dessen Tafeln mit Silber- und Goldgeschirren und Potalen wie Bechern aus Krystallglas besetzt waren.

Während Andreas Lang und Frau Cäcilie die Pflichten der Hausherren erfüllen und für das leibliche Wohagen der Gäste bejorgt waren, führte der Kammerdiener des Kaisers Frau Maria in sein Geis und sagte, als sie dort allein war:

„Du sollst, eh dies vor unsrer Gästen geschieht, etwas Neues erfahren. . . Ich bin — Christ geworden.“

„Philipp!“ (schr die Frau auf und drückte beide Hände vor ihr Antlitz. „Warum bist du dem Glauben Christi untreu geworden?“

„Es ist für mich und uns alle vortheilhaft,“ erwiderte er trostig. „Ich fordere, daß auch du dich taufen läßt.“

„Das wird nicht geschehen,“ brauete Frau Maria auf. „Ich habe alles geduldet und immer geschwiegen, obwohl mein Herz mir oft sagte: „Dein Philipp begehrt an diesem und jenem Unrecht.“ Mein einziger Trost ist gewesen, daß ich zu Sebowa beten konnte: „Geh nicht ins Gericht mit ihm.“ Was bleibst mir noch übrig, wenn auch ich seinen Namen, er sei gepriesen in Ewigkeit, verlange!“

„Du mußt mir gehorchen,“ unterbrach sie Philipp Lang. „Vergiß nicht, daß du alles, was du bist, nur mir verdankst.“

„Wäre ich das arme Schentmädchen geblieben, als daß du mich kennen gelernt hast!“ erwiderte sie weinend.

Philipp Lang trat mit zornigen Blicken vor sie, packte ihren Arm und schrie:

„Schweige! Wir sind vielleicht von Lauschern umgeben.“

Sie aber riß sich los und fuhr fort:

„Wie wäre ich dein Weib geworden, wenn mich nicht die Schande dazu getrieben hätte; denn ich wußte, daß du für deinen Herrn die Unterschritt des Erzherzogs gefälscht und im Thurm zu Innsbruck gefesselt hast. . . Mit meinem Gelde tauntest du den Gesangswärter besetzen und fressen.“

(Kortz. folg.)

um von ihrem geliebten Tyrannen die Mittel zur Zahlung ihrer verschwendungsstollen Nothelust zu erhalten. — Die 317 edkten Cademir-Schmols, die Veangarnais' Wittwe hinterließ, geben einen kleinen Begriff ihrer Toilettenebedürfnisse.

Ogleich nun der alte berühmte Geiger Wottt, — trotz der Gunt, die er bei Marie Antoinette genossen — ein gern geliebter und geliebter Gast bei den kleinen Solesen Josephins war, begnügte man sich, ihm seine Leistungen zu bezahlen, statt dem bereits ins Greisenalter tretenden Virtuosen die Ruhe der Versorgung durch eine Privatpension zu gönnen. Wottt selbst besaß

nicht den Mut, eine Petition einzureichen, er fürchtete, alshann gänzlich heftig gestellt zu werden, und Freund, die für einen andern Ungnade riskirten, waren an diesem Spot, wo jeder mehr oder weniger ein Glücksjäger war, unumgänglich zu finden.

Dennoch besaß Wottt einen Freund und Beschützer, ohne daß er es ahnte — das war der schöne Grosjean, der Sohn eines Handelsmanns, der als Soldat schnell Karriere gemacht und nun der Adjutant der schönen Dorteine war. Wottts Großen war vor zwanzig Jahren der Schüler des Meisters Wottt gewesen, und nach dem Lehrer selbst gab es in ganz Paris niemand, der so zauberlich den Bogen zu führen verstand als der schöne Wottt; — oft, wenn sein herrliches Geigenpiel durch die Stille der Nacht zu des Kaisers Abdominirten herüberbrang, fand ihr Hofstaube, die „summeles“ Dorteine, deren weißes Spitzenkleidchen schändlich bedruckte, zerbröckeln und zerfallen.

In einem reizenden Sommerabend, in einer freien und frohen Tagesstimmung, begegnete Wottt auf einem Spaziergang in Auteuil, — damals noch eine der weiter entlegenen Vorstädte, — seinem alten Maestro, der auf den Arm eines lieblichen Mädchens geleht, dort spazieren ging. Sie legten den Spaziergang zu dreien fort, bis Wottt sich um eine Vorstellung bat.

„Aber Sie kennen meine Lia doch,“ rief überlaut der alte Talerer, „Sie wissen doch, Lia, Giulina, welche Sie stets „das weiße Kind“ nannten und so gern auf den Armen umhertrugen.“

Wottt brach in ein herrliches Lachen aus: „Aber Sie vergessen, Meister, daß das Fräulein damals erst zwei oder drei Jahre alt war — meine Vergeblichkeit ist erloschen — überdies hatten Sie ein halbes Dutzend Schwefelkerzen im Hause.“

Lia's Wimpern leuchteten sich und aus Wottt's Augen fließen die hellen Thränen: „Alle dahin, alle, bis auf dies einzige geliebte Weib. Verdorben, gestorben, — die Jungen blühderten mich, die armen Mädchen lenkten das Blumenköpfchen und legten sich, müde, zum ewigen Schlaf; — doch, was Gott auch nahm — er gab mir reichlichen Ersatz in diesem goldenen Engel, dem Schwange meines einarmigen Armes.“

Wottt drückte die Hand des erstübenden Schupgenels — sie war nicht so offenkundig-zart wie die berühmte Hand der Kaffertrotter, aber sie schmiegte sich weich und hingebend in die feste Manneshand hinein!

In diesem Abend erzählte der Adjutant seiner Herrin von dem alten Wottt, der sich nachts in Auteuil vor einer prachtvollen Villa gelassen, deren Wirth er sich mit der ganzen Welt-Glückseligkeit Künstlerbergsens erwehte.

„Aber weshalb kauft er sie nicht?“ fragte nach Dorteine und knaberte an ihrer unermüdlichen Chokolade (deren beständiges Essen die Biographen ihre früh räumlichen Bäume zugeschrieben haben).

„Weil sie 50,000 Francs kostet, Prinzessin!“

„Aber Wottt, der eine Million mit seiner Geige verdiente, wird doch viele Bagnatelle übrig haben?“

„Nein — nicht einmal 5000, gleichwie denn 50,000 Francs, Prinzessin — er nahm die trüb vermalten Finger seiner Schwelger zu sich, — sie sind es, die ihn um alles gebracht, die Sünden ver-schwendeten, die Mädchen starben; — er würde außer der Armut auch die Einsamkeit erliden, wäre nicht seine jüngste Nichte der gute Engel seines Alters.“

„Wie gerne möchte ich ihm helfen,“ rief Dorteine, die ohnehin niedrig geboren, dennoch hohe Vermögensgüter besaß, „aber Papa Napoleon hat sogar der Mama Josephine fürzlich eine Fürbitte abgelassen — ich wage nicht Wottt's Sache zu plaidiren.“

Wottt schwieg, da er wußte, jeder weitere Schritt sei jetzt ohne Erfolg — „wer zu warten versteht, dem fällt die reize Frucht in den Schooß,“ mochte er denken.

Aber er wartete vergebens den ganzen Sommer, den ganzen Herbst und den halben Winter. Wottt hielt nach wie vor seine berühmte „Gacorne“ und Josephin's des Heiligs melodie, „Air bleu“ (so genannt von dem Anfang des Textes: „Le bleu ciel est es vous bleus“) — doch außer dem nicht einmal großartigen Honorar wurde ihm keine weitere Belohnung.

Dorteine's Taktchen wurden in letzter Zeit immer zerfressen und wünschendurchweicht — ihre Verbindung mit Papa Napoleon's Bruder, Josef, stand bevor und horthin sollte für Wottt's Geigenpiel nicht folgen, Josef ließ Musik und besonders das Fidelstragen, vielleicht war dies der wirkliche Grund, daß der schöne Grosjean nicht mit auf der holländischen Hofhaltungsliste stand, — vielleicht aber galt der Widerwuch nicht dem Instrument, sondern dem Geiger selbst — deio gültiger gestimt, lautete Dorteine seinem Spiel durch die Stille der Nacht, und wenn des Palms als Dorteine stumme sich zum Zauberslang der Begleitung mischte, wenn jenes kleine Sieb, das er selbst geschickt und komponirt, zu ihr drang:

Du weißt wohl, daß ich nicht in Worten lagen darf, Was tief im Herzensgrunde lebt und leidet — —

dann seufzte sie tief und traurig: „Ach, Dornse, weshalb ist mein Papa ein großer Kaiser geworden?“

Neujahr kam heran mit seinem Eretmes, seinem Cour-Empfang, seinem Pomp der Festgaben. — Nachdem die großen Ceremonien vorüber, war zwischen Cour und Diner kleiner Empfang, die Hof-beinder zweiten Rang, die hoffähigen Künstler und Dichter. Unter ihnen Wottt. Nachdem er sich vor dem Kaiser und der Kaiserin tief verneigt hatte, ging er zu Dorteine hinüber, die mit ihrem Verlobten zur Seite, allem Ernst hielt. — —

Am Abend vorher hatte der Kaiser zu seinem Bruder Josef gesagt: „Du wirst deiner Braut diese hübenunterwand Franz's als Eretmes geben, ein junges Mädchen braucht immer etwas Nadel-geld, besonders Dorteine!“ Um eine hübsche Attrappe wirt du wohl nicht verlegen sein, finde eine netteliche Leberzucker heraus, die Keine liebt einen fröhlichen Geiz.“

So hatte denn der Verlobte seine Braut-Nichte bei der Gratulation zwei Täfelchen Chokolade überreicht, die genau in Form und Packung ihrer Heiligs-Nachkerei, der Dupont'schen Chokolade glichen. Dorteine nahm dankend für gewohntes Nadelguth hin — erst als sie im Laufe des Empfanges medauntlich den oberen Kapfstreifen löste, sah sie, daß die Packung nur eine Attrappe, daß die Hülle eine Summe Banknoten enthielt. In diesem Augenblicke geordnete die Wottt's geistvolles Grelengeld durch die Menge gehobt hatte.

Ein freudiger Blick suchte über Dorteine's sanfte Züge — sie barg die geöffnete Tafel Chokolade schnell und unauffällig in die Tasche ihres Kleides und winkte Wottt heran.

„Wie geht es Ihnen, lieber Meister, ich hoffe gut? Herr Major Grosjean hat mir erzählt, daß Sie eine so brave Nichte besitzen. Grüßen Sie das junge Mädchen herzlich von mir und hier — sie reicht ihm umfänglich das zweite Täfelchen Chokolade — „nehmen Sie ihr die kleine Nadelkerei von mir mit.“

Wottt neigte sich dankend für diese liebenswürdige Aufmerksamkeit und bot, wie gewohnt, der hohen Kaiserbraut ein Nadelgeschloß mit zu dürfen; — sie wurde gewührt und der Hof zog sich zurück — ein kleiner Zwiß wurde den Intimen servirt.

Dorteine war fröhlich, aber sie ah nicht; — ihre schönen Augen ruhten länger als sonst auf ihrem Adjutanten, der sich vergebens frug, was heute ihre Züge so mit Glückstrahlen verklärte. — —

Er erfuhr es erst am andern Tage, als er bei Wottt einen Gratulationsbesuch machte. Da war halb ohnmächtig vor Glück. Das Täfelchen Chokolade der Prinzessin repräsentirte 50,000 Francs in Bankbillets.

„Aum hat der geliebte Onkel seine Lia,“ rief sie ihm entgegen, „ob, Sie hatten recht, Herr Major, Dorteine ist ein Engel.“

Zwanzigling ging es dem „Engel“ aber ein Stündchen kummer-voll, „Papa“ Napoleon hatte erfahren, daß sie „abnunglos“ das andere Täfelchen Chokolade verwerflich hatte, — er war miltios gegen Josef sowohl als gegen Dorteine, und erst als Josephine absetzend sagte: „Wegen ein fait accompli läßt sich doch nichts machen; nur gut, daß es keine Million war,“ brach die heitere Seite dieser Attrappen-Geschichte durch, und die Sache war ab-gethan, — Wottt fiel nicht in Ungnade. Er komponirte das besamte „Tu Partira“, welches am Hochzeitstage Dorteine's ge-sungen wurde — das Violoncello des Mittelalters sang der schöne Grosjean.

Wenn Wottt's bekampte die liebliche Kaiserstochter ihre zitternde Abkummt und reichte, gegen alle Ceremonien ihres treuen Adjutanten die Hand. Als sie dem Greluchstische ihres Gatten dabei begegnete, hielt sie seine Hand noch einen weiteren Moment und sprach laut und absichtlich: „Und folgen Sie meinem Beispiel, — führen Sie bald Ihre kleine Braut zum Altar, — leije letzte sie hingu; — Wenn man nicht glücklich sein kann, so kann man doch glücklich machen.“

Jetzt erst verstand er voll und ganz die große Liebe dieses Mädchensens. — —

Ein Jahr später war Lia die Gattin des schönen Wottt's Grosjean, Major und Direktor der schönen Rinkte zu Paris. Im Wottt's Villa blühte neues Kinderleben empor und Wottt's trug kein Nadelgeschloßchen Dorteine, sein weiches Kind, auf den Armen umher, wie er vor zwanzig Jahren seine Lia umher-getragen.

Jene Tafel Chokolade aber — die leere Hülle wenigstens, hing noch im Jahre 1867, eingerammt, im Hause der Entfahner Lia's zu Paris, neben Dorteine's Bild — und neben dem Bilde schrieb Napoleon III., — des Sohnes jener unglücklichen Ehe zwischen ihr und dem König von Holland, „Josef dem Starroff,“ wie ihn die Weltgeschichte, die das Weltgericht ist — nennt.

